Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 34

Artikel: Josef Werner

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644799

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

J. R. Füssli : Josef Werner, Anna Wasers Lehrer.

baut er keinen Tunnel, sondern eine kühne Brücke, die sich recht wie ein Symbol siegreichen Könnens über ein wildes, tiefes Tal wölbt. Wenn er drunten beim ungestümen Flusse steht und hinaufschaut an dem wohlgeordneten und wohlberechneten Riesenfächergewirr von Gerüstbalken, dann scheint ihm der Bogen so hoch wie ein Regenbogen der Versöhnung und des neuen Bundes. Er ist seinem Chef dankbar, daß er ihm diese Arbeit gegeben hat. Aber auch Martha hat alle Hände voll zu tun. Sie hat große, saubere Schlafbaracken für die Italiener eingerichtet, Trockenräume und Wäschereien für die Kleider, Musterküchen, die die appetitlichsten Gerüche auf den Bauplatz schicken, und Schneidereien, wo alles Zerrissene und Zerlöcherte geflickt wird. „Die Italiener sind ja auch Menschen," pflegt sie zu sagen. Der Chef hat zuerst den Kopf geschüttelt. Hans aber hat sie machen lassen. Und der Segen des Frauentums zeigt sich schon. Er hat noch nie so willige und fleißige Arbeiter gehabt.

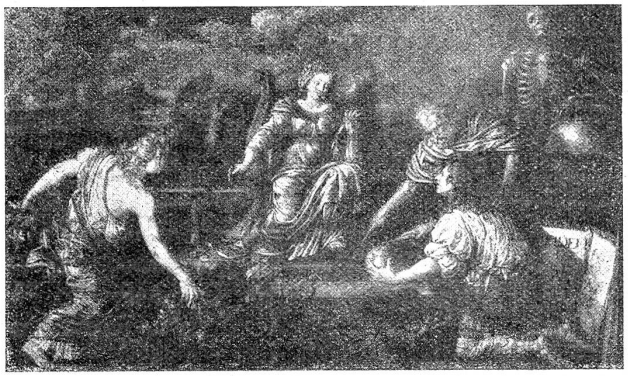
So ist ihr Glück. Franz und Rösli aber leben, als lebten sie ganz allein auf der Welt. Sie sind immer beisammen. Er denkt nur an sie, sie nur an ihn. Wenn er schwach ist, macht sie ihn stark; wenn er stark ist, schenkt sie ihm noch ihre Kraft dazu. Was er malt, malt er für sie. Aber wenn die Bilder in die Stadt kommen, dann zeigt es sich, daß er sie doch für alle Menschen gemalt hat. Und die zwei begreifen, daß man auch ganz in sich selber versunken immer für die andern schafft. Und diese Gewißheit nehmen sie gerne hin als eine Bereicherung ihres Glücks.

Vater Blumer ist mit seiner Erfindung noch nicht ganz fertig. Vielleicht wird er überhaupt nicht mehr mit ihr fertig werden. Dann muß eben ein anderer darüber nachdenken, wie die Staatsbeamten überflüssig gemacht werden können. Er nimmt die Erfindung offengestanden auch nicht mehr so ernst wie früher. Er muß jetzt nämlich einen Enkel hüten. Und so ein Enkel scheint ihm auch gar keine üble Erfindung zu sein.

Rösli ist gleicher Meinung, denn erst durch seine Geburt ist sie ganz erlöst worden.

Josef Werner.

Bern ist im Vergleich zu andern Schweizerstädten von Bedeutung arm an großen Künstlertalenten, die mit ihrem Ruf über die Grenzen der engern Heimat hinaus reichten. Der Künstler, von dem hier kurz die Rede sein soll, ist eine recht ungewöhnliche Erscheinung im bernischen Kunstleben. Er hat sich im Auslande mit jungen Jahren schon Ruhm erworben und ist dann in die schöne, aber kunstkarge Vaterstadt zurückgekehrt, um nach wenig erfolgreichem Aufenthalt wieder ins Ausland zu verziehen und dort zu sterben. Nur wenige Erinnerungsstücke sind Bern von der glänzenden Künstlererscheinung geblieben. An der gegenwärtigen Bilderschau unseres Kunstmuseums kommen diese Erinnerungsstücke erstmals gebührend zur Geltung: einige Porträte, darunter ein Selbstporträt aus jungen Jahren und ein großes allegorisches Wandbild, das ehedem als Geschenk des Malers die Wände des Berner Ratsaales schmükken half. Diese Gemälde sind zugleich eine Erinnerung an eine interessante längstvergangene Kunstepoche. Die Kunst lag am Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts noch vollständig in den Fesseln der Antike. Alle Darstellungen, namentlich die feierlicher und repräsentativer Art, gingen von antiken Vorstellungen aus. Das griechische Schönheitsideal beherrschte die Formen. Die Requisiten und Embleme waren dieser weitentlegenen Kultur entlehnt. Sehr bezeichnend ist für diesen Kunststil das genannte Wandgemälde Werners. Wir geben hier die Beschreibung wieder, die Maria Waser als geübte Kennerin der bernischen Kunstgeschichte jener Epoche von Werners Bild in der „Schweiz" (1914 S. 427 f.) gegeben hat in ihrem Aufsatz über Anna Waser, der berühmten Schülerin des Berner Meisters: „Es stellt die Gerechtigkeit dar, die das Laster bestraft, und ist so recht bezeichnend für Werners eklektische Kunst, seine virtuose Malweise, seine theatralische, auf die Allegorie gerichtete Art. Das stark nachgedunkelte Bild zeigt vor samtgrünem Hintergrund in der Mitte thronend die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, mit Wage, Schwert und Gesetzestafel, unter ihrem hellblauen perlenbesetzten Mantel die lammfromme Unschuld bergend. Vor ihr, über die Thronstufen hinuntergestürzt und von einem blitzeschleudernden Putto verfolgt, die überwältigte Missetat im Wolfspelz,



Josef Werner : Allegorie auf die Naturwissenschaften.

deren Händen der Apfel der Verführung, der Pfeil der Verleumdung, der Dolch der hinterlistigen Gewalt, der Spiegel des Hochmuts und das Gold der Bestechung entgleiten.

Josef Werner (1637—1710): Die Gerechtigkeit bestraft die Missetat (1683). — Original im Berner Museum (aus dem Rathaus).

Von links und rechts eilen mit Lorbeer und Krone die als französische Theater-Minerva gegebene Weisheit und die Wahrheit herbei, und mit aufrauschenden Gewändern naht die beräuchernde Dankbarkeit. Der Geist des ausgehenden 17. Jahrhunderts hat einen mächtigen Anteil an diesem geschickt komponierten, pathetischen und zierreichen Gemälde, darin mangelnde Originalität sich so pompös mit fremdem Anleihen umkleidet. Daß unter all den italienischen, französischen und antiken Reminiszenzen die kleinen Bären im Barockschmuck des Thronsessels allein den Zusammenhang mit der Vaterstadt herstellen, ist bezeichnend genug, weniger vielleicht für Werner selbst, der als reichlich interessanter und besonderer Mensch geschildert wird, als für seine Zeit, deren Geist er sich offenbar weder entziehen konnte noch wollte."

Josef Werner wurde am 22. Juni 1637 als Sohn des Flachmalers gleichen Namens in Bern geboren. Schon mit 12 Jahren schickte ihn der Vater zum Mathematiker Meyer nach Basel, der ihn in den Sprachen und in der Mathematik unterrichten sollte; mit 13 Jahren trat er bei Maler Matth. Merian in Frankfurt in die Lehre. Der Meister fand ihn schon nach vier Jahren reif genug für Rom. Darum schickte er ihn als Begleiter eines reichen Frankfurters auf die Reise nach Italien. Im Jahre 1654 bereiste Werner einen großen Teil Italiens und bei verschiedenen Meistern arbeitete er als Schüler, so bei Pietro Berrettini, mit dem er durch Freundschaft verbunden war. Bald bekam Werner in der Miniaturmalerei, der er sich damals fast ausschließlich widmete, so große Kunstfertigkeit, daß sein Ruf sich ausbreitete und daß er von hohen weltlichen und geistlichen Würdeträgern Aufträge in Fülle bekam. Sein Ruhm drang auch nach Paris und verschaffte ihm einen Ruf Ludwigs XIV., der ihn als Hofmaler begehrte. Ende 1662 reiste er von Bern ab nach Paris. Dort schuf er für den „Sonnenkönig" und andere hohe Besteller eine ganze Reihe antikisierender Allegorien und Mythen. Nach fünf Jahren schon war er des Hoflebens satt und er begab sich nach Augsburg, wo er sich mit Susanna Meyer verheiratete. Hier malte er für die Fugger Bildnisse und historische Gemälde und bald bekam er auch vom Münchener Hof Aufträge. Er mußte der Kurfürstin Mineaturen und dem Kurfürsten größere Gemälde erstellen. Vorübergehend war er in Insbruck, um ein für den Kaiser bestimmtes Bildnis der Erzherzogin Claudia Felicitas zu malen. Auch nachher beschäftigten ihn Aufträge der Höfe in Wien, München, Durlach ꝛc. Doch Werner war nun des Herumreisens müde. 1682 kehrte er, 45 Jahre alt, nach Bern zurück.

Hier fand der berühmte Künstler aber wenig Anerkennung. Ein für zwei Gemälde verlangtes Honorar von 70 Dublonen marktete der Berner Rat auf 50 hinunter. Da die genügenden Aufträge ausblieben, gründete er in seinem Hause eine kleine Malakademie. Er hatte sich recht stattlich eingerichtet mit einer Sammlung von Kunstgegenständen aller Art, darunter eine reiche Medaillen- und eine Büchersammlung, die den Zeitgenossen als außerordentlich bemerkenswert vorkam. Seinen Akademieschülern bot er „Tisch und Lager, Hausmannskost mit einem Gläslein Wein, samt einer getreuen Unterweisung in allem und zu allem, was sie verlangten, zu der Malerey gehörigem und anderm wolanständigem;" so berichtet ein Brief von Werner (zitiert nach M. Waser). Anna Waser, die frühreife und und frühvollendete Zürcherin — ihr Lebensbild hat Maria Waser in einem feinen Romane rekonstruiert — Adam Mörikofer und der Berner Wilhelm Stettler waren seine bedeutendsten Schüler.

Von Werners Arbeiten in seiner zweiten Berner Zeit ist außer dem oben beschriebenen und einer andern, die Naturwissenschaft darstellenden Allegorie, die auch dem Kunstmuseum gehört, fast nichts mehr in Bern geblieben.

Die meisten Bilder sind aus Berner Privatkabinetten ins Ausland verkauft worden. Erhalten ist uns das Bildnis des Dekans Hummel und, wie oben erwähnt, ein Frauenbildnis und ein Selbstbildnis.

Im Jahre 1696 folgte Josef Werner einem ehrenvollen Ruf des preußischen Ministers Dankelmann als Leiter der neuen Akademie nach Berlin. Mit diesem Amte verbunden war die Aufsicht über die Häuser, die Malereien, „Tapetzereien" und die Kuriositäten-Kabinette des Kurfürsten. Doch erlebte Werner schon nach kurzem Enttäuschungen, die ihm das Amt verleideten. Er kam aber erst 1707 zur Ausführung seines Entschlusses, von Berlin wegzuziehen. Werner starb 1710, offenbar nicht in Bern.

Von seinen Werken sind in Augsburg eine „Versuchung des hl. Antonius", ein „Abendmahl" in der dortigen Kreuzkirche, die „Gewinnsucht" in der alten Pinakothek in München, „Tobias, den erschlagenen Juden begrabend" in Wien, zwei Miniaturen in Berlin. Einige seiner Porträts und Gemälde werden von bekannten Kupferstechern gestochen.

Der Wald.

Von Rudolf Riesenmey.

Dort im Wald in der unberührten Stille klingt vernehmlicher uraltes und geheimnisvolles Raunen: ein Lied, das der Wind in den Baumkronen harft, dem das Knacken trockenen Holzes oder das Pinken scheuer Regentropfen in Laub, verstreuter Lockruf von Vögeln, lustiges Schwirren der Insekten Begleitmusik spielt.

Waldwanderung: Da ist kein Gedanke, der nicht irgend Gestalt nehmen, in überraschender Erscheinung vor uns aufstehen könnte. Märchenerinnerungen aus Jugendtagen umflattern den Pfad. Da sprudelt unter lichtgesprenkelter Wölbung des Blätterdachs ein Waldquell, ein Ast knickt irgendwo unter der Dickung des Gehölzes. Ein Zauber wirkt unter der Kuppel der goldgrün-gespannten Bogen, zwischen den mächtig ragenden Pfeilern bemooster Stämme. Im würzigen Laubgeruch, im leisen Wehen der Wipfel tritt das Märchen zu uns mit seinen leuchtenden Rätselaugen. Und es hat in sich alles Wesen des heimatlichen Waldes aufgefangen: die Herbe seines Duftes, das Dämmerdunkel seiner weiten Räume; die Klarheit des plätschernden Quells, die Hellstimmigkeit des Vogelrufs, die ganze Kraft und anmutende Feierlichkeit der unverfälschten Natur.

Es ist ja nichts anderes, als der Ausdruck unserer Sehnsucht über den grauen Alltag hinaus zu Licht und Freudigkeit, aus der Enge klugen, vernünftigen Tuns, zur Weite und Freiheit von Schauen, Empfinden und Genießen. Stunden kehren zurück von denen die Ferne alle Erdenschwere ablöste, daß sie nun in klarer Reinheit vor uns erscheinen. Da sind Waldwinkel, entlegene Wiesen, schattige Hänge und Halden, die sich seltsam dem Erinnerungsgefühl verquicken. Kleine Zufälligkeiten des Erlebens erstehen wieder, ein Sonnenuntergang etwa am Waldrand, da Gewölk in Feuerflammen verglomm, Heimkehr nach einer Wanderung, ein Gebinde buntblühender Waldblumen in der Hand, einen lustigen Strauß am Hute...

Die Stadt in der Tiefe hastet, schrillt und braust, an Hängen aufwärts klimmen in ihrer umzirkten Regelmäßigkeit die Felder. Dunkel über die Berghöhen aber ragt der Wald, wie eine Wolke über der Fruchtbarkeit des Tales. Er steht als Wahrzeichen einer ewigen Sehnsucht...

Der Tod des Kapitäns.

Mitten auf dem Ozean war ihm das Unglück zugestoßen. Ein Wirbelsturm hatte den Dampfer in seinen satanischen Tanz gerissen. Die Nacht war finster, die Heimatküste fern. Schwer donnerten die Wogen aufs Verdeck; bis zur Kommandobrücke hinauf schleuderten sie ihren Gischt, wo er aufrecht stand, mit klarem Kopf und ruhigem Blut, wie seit vielen Jahren. Da kam eine Meldung von unten: Maschinendefekt! Er wendete den ergrauten Kopf vom Sprachrohr, schrie seinem Assistenten ein Wort ins Ohr und ging hinunter, um selbst nachzuschauen. Bei seinem Abstieg erloschen die Lichter des Schiffes, bis auf einige Notlampen, die nicht von der Turbine her gespeist wurden. Ein Fehltritt ließ ihn stürzen und eine gerade daherrollende Woge schleuderte ihn gegen den Sockel des nächsten Kamins.

Das Wüten der Elemente steigerte sich noch. Es war, als ob sie triumphierten: Endlich haben wir dich, du Eisenbart! Einmal mußten dich unsere Fäuste zermalmen! Laßt sehen, laßt sehen, pfiff es durch das Gestänge und um die Masten, ob wir nicht das ganze Schiff zerbrechen und mit dir in die Tiefe reißen!

Aber das Schiff widerstand, denn auch es war ein Stück Natur, und in sich trug es den geheimen Sinn des Lebens, das sich nicht ergibt, bevor alle Hoffnung verloren ist. Als die Not über die Brüstung grinste, an Ketten und Lucken rasselte, da begann das Fünklein der Intelligenz zu spielen; es zündete in das Gliedergewirr der Maschine hinab und löste die Fesseln und Spannungen des Steuerapparates. Ein unüberwindlicher Streiter ist der Mensch, wenn ihn den Vernichtungswille des Schicksals nicht aus tückischem Hinterhalt überrascht.

Zwar war einer gefallen, der so oft den Kampf mit der Gewalt bestanden hatte. Der Kapitän lebte noch, aber er war in der Brustseite getroffen; eine innerliche Blutung hatte ihn geschwächt. Er war schon bald aufgefunden und auf sein Lager verbracht worden. Der Arzt bereitete Mixturen und legte Kompressen auf. Eine junge Krankenschwester reichte ihm auf seinen Wunsch Tee mit Rum.

Das Gros der Passagiere erfuhr vom Unfall des Kapitäns erst am folgenden Nachmittage, beim Kaffeetisch. Es war stark von der Seekrankheit mitgenommen und lag lag lange mit halbgeschlossenen Augen in den Kabinen, hinter deren dicht geschlossenen Fenstern das schäumende Seeungeheuer dahintobte. Der heranbrechende Tag brachte einige Milderung der quälenden Angst. Und als endlich der schwankende Boden wieder kurze Gehversuche erlaubte, da gebrauchte man Zeit, sich im eigenen Kopf zurechtzufinden und sich aufzurichten am Gedanken, wie tapfer man selbst die „verfluchte Geschichte" mit überstanden hatte.

Wie nun die Kunde von dem Ereignis die Runde machte, gab sich eine allgemeine Bestürzung zu erkennen. Obgleich nur wenige dem Verunglückten persönlich näher getreten waren, genoß er doch vielseitige Sympathien. Er war der „Schiffsvater", eine Benennung, die schon lange Kurs hatte und von einem Passagiervölklein auf das andere übertragen wurde und somit an Bord ständige Geltung hatte. Groß, wetterhart, mit gebräunten Wangen und dem prüfenden, aus kleinen klugen Augen leuchtenden Blick glich er einigermaßen dem alten Seebären der Kinderfibel. Zudem besaß er, wie behauptet wurde, keine Familie und steuerte somit ohne näheren Anhang in der Welt herum. Dieser Umstand erhöhte noch die Anteilnahme an seinem Geschick, besonders auf Seiten der Frauen.

Das Wetter wendete sich völlig zum bessern. Ein schöner Maitag zog schimmernd über der noch leicht wogenden Fläche des Meeres herauf. Der Kapitän litt nicht sehr, er war nur schwach, schien leicht eingesunken und nahm außer Tee nichts zu sich. Die Schwester las ihm die einlaufenden funkentelegraphischen Nachrichten vor. Der Doktor sprach von der Tunlichkeit einer Sauerstoffeinspritzung.

Der Kapitän lehnte wortkarg in seinem Kissen und knurrte kurz dagegen:

„Das kennen wir — mit dem Sauerstoff! Ist aber nicht nötig, wird auch ohne das gehen!"

Am zweiten Tag nach dem Unfall, gegen Abend, verlangte er, an Deck gebracht zu werden. Ganz vorn, in der